

# Beiträge

zur

## Belehrung und Unterhaltung.

Nr.

Dresden, den 3. Juni 1812.

42.

### Erklärung

über die Bemerkung des Herrn D. Raschig in Radeberg im 51. Stück dieser Beiträge,

von dem Verfasser des Aufsatzes über das Schandauer Mineralbad, im Verhältniß mit dem Radeberger, im 22. und 23. Stück d. Beitr.

Wenn Herr D. Raschig in Radeberg in Vertheidigung seiner Ehre mich und sogleich mich angreift, und sich dabei spitziger Ausdrücke gegen mich bedient, so handelt er eben so, als ein Mensch, der sich hinter dem Rücken angegriffen glaubt, und nun mit seinem Gewehr unter ein Paar im Wortwechsel Begriffene rasch hinein fährt, aber in der Hitze den Unschuldigen angreift und verwundet. — Erst mußte er den Aufsatz im 42sten St. d. Beitr. vom vorigen Jahrgang lesen, der mich, indem ich das Schandauer Bad, welches man zu Gunsten des Radeberger, ohne Grund und ohne es zu kennen, herabsetzen wollte, in Schutz nahm, veranlaßte, bei den verschiedenen Vergleichen zwischen beiden zu schreiben, daß in Radeberg der arme Kranke ganz ohne ärztliche Hülfe sey, und sich auf gut Glück dem Rathe der Badefrau überlassen müsse; er mußte die in diesem Aufsatze über diesen Umstand geführten Klagen lesen und prüfen, um zu wissen, ob ich denn in meiner Vertheidigung wirklich nach diesem Aufsatze Ursache hatte, oder nicht, so zu schreiben, ehe er behaupten konnte, ob und daß ich ihn habe beleidigen wollen, und als sey meine lediglich gegen den Verfasser jenes Aufsatzes gerichtete Vertheidigung ein persönlicher Ausfall auf ihn.

Wahrscheinlich aber hat er diesen Aufsatz über Mineralbäder, insbesondere das Radeberger, nicht bei der Hand gehabt, und gar nicht gelesen, als er meine Widerlegung las, sonst würde er wider diesen Verfasser, und nicht gegen mich, und das schon im vorigen Jahre, zu Felde gezogen seyn. Damit er aber und das Publikum sich überzeugen kann, daß er mir Unrecht thut, so will ich hier die ganze Stelle einrücken, welche mich nothwendig veranlassen mußte, so zu schreiben. Es heißt dort S. 662. f. also: „Am drückendsten aber fühlt „im Augustusbade der Kurgast das ebenfalls noch unbe- „friedigte Bedürfniß eines Badearztes. — — Krank- „heits halber ist gewöhnlich schon jeder Badegast von „seinem Hausarzte berathen, der ihn dann vor seiner „Abreise ins Bad mit den nöthigen Verhaltens- und „Vorichtsmaßregeln versieht, und gegen unvorherges- „sehene Krankheitszufälle findet er allenfalls bei den „Ärzten Radebergs Hülfe; — allein unbekannt mit „allem ärztlichen Wissen und eben so fremd „mit den Bestandtheilen der Mineralquel- „len und mit dem individuellen Gebrauch „derselben, ist und bleibt sich hier der arme „Kranke ganz selbst überlassen, und muß „sich auf gut Glück dem Rathe der Bade- „frau (an die er gewöhnlich deshalb gewies- „sen wird) oder dem freundschaftlichen Gutachten „seiner nachbarlichen Badegäste hingeben; so viel „Berathene er nun hört, eben so vielfach ist der Rath, „eben so verschiedenartig, meist ganz widersprechend die „Meinungen, welche seinen BADEPLAN bestimmen sollen. „Die Folgen einer so prekären Badekur sind leicht vor-

„auszusehn, und daher, einzig daher, rührt das noch  
 „immer herrschende verschiedenartige (bald günstige, bald  
 „ungünstige) Urtheil über Radebergs Heilquellen. Der  
 „Gehalt ihrer Bestandtheile ist entschieden. Dresdens  
 „Ärzte stimmen größtentheils gemeinschaftlich in ihr Lob:  
 „— also einzig im zweckwidrigen Gebrauche,  
 „und der, ich möchte sagen, unsinnigen Anord-  
 „nung der Bäder, liegt der Grund, wenn sie nicht  
 „wohlthätig, oder wohl gar nachtheilig wirken. Immer  
 „aber bleibt es traurig für den armen Kranken, wenn  
 „er so auf gut Glück hin, Kosten, oder vielleicht  
 „noch mehr — aufopfern soll, oder vielleicht am Ende  
 „ungeheilt, ja wohl gar kränker in die Heimath zurück-  
 „kehrt. Destere Erfahrungen haben mich belehrt, daß  
 „Radebergs Ärzte die Quellen nicht ken-  
 „nen; von Dresdens Ärzten kennen sie vielleicht  
 „einige; aber sind diese eben gegenwärtig, wenn  
 „man sie braucht? und wer sagt dem Kurgast,  
 „welcher von ihnen sich eben damit bekannt gemacht hat?  
 „denn nur Wenige hielten diese Mühe zur Zeit noch für  
 „lohnend genug. Wer soll, wer kann also den Kran-  
 „ken über die Anwendung des Bades kunstmäßig beleh-  
 „ren, wer sagt ihm, welche Quellen und in welcher  
 „Quantität sie für sein Leiden anwendbar seyn und ihm  
 „Nutzen gewähren werden? Wer belehrt den ängstlichen  
 „Kranken, wenn er nach unregelmäßig gebrauchtem  
 „Bade Uebelbefinden fühlt, daß nicht das Bad, sondern  
 „der falsche Gebrauch desselben seinen Schwindel, Kopf-  
 „schmerz, Wallungen &c. erzeugte?“ — u. s. w. — So  
 schrieb jener Verfasser. Wenn ich denn nun bei dem an-  
 gestellten Vergleiche zwischen Radeberg und Schandau  
 diesen von ihm gerügten großen Mangel gar nicht  
 übergehn konnte, da er ihn mit so starken, hier unter-  
 strichenen Ausdrücken behauptet; wenn ich davon nur  
 so viel sage: „Ferner hat Schandau den großen Nach-  
 „theil nicht, welchen der Verf. selbst Radeberg zuschreibt,  
 „daß nämlich der arme Kranke hier ganz ohne ärztliche  
 „Hülfe seyn und sich auf gut Glück dem Rathe der Bades-  
 „frau überlassen müsse. Das ist nun freilich ein schlim-  
 „mer Umstand, dem man in Schandau nicht unterwor-  
 „fen ist.“ — wenn ich weiter nichts davon, als dieses

mit den Worten jenes Verf. schreibe, und seine  
 Worte durch den Conjunctiv seyn und müsse noch dazu  
 ins Ungewisse, und nicht durch ist und muß ins Ge-  
 wisse, und als meine Ueberzeugung stelle; wenn ich  
 hier nur vom Augustusbade, aber nicht von den  
 Ärzten Radebergs schreibe: wie kann denn Herr  
 D. Raschig mich mit jenem Verf. immer vermengen,  
 und seiner gereizten Empfindung dadurch Luft machen,  
 daß er zweifelt, als ob ich aus rechtlichen und dankbaren,  
 oder nicht vielmehr aus eigennütigen, wohl gar niedri-  
 gen Absichten mich der Heilquelle Schandau's angenom-  
 men habe, und wohl gar verdient habe, daß er durch  
 juristische Maßregeln mir auf die Finger klopfen lasse? —  
 Hält er das für klug und thunlich, nun, so greife er je-  
 nen Verf. an, der mit so starken Ausdrücken einen so  
 großen Mangel öffentlich bekannt gemacht, und der  
 allein die Radeberger Ärzte genannt hat. — Und  
 kennt denn Herr D. R. das Schandauer Bad so genau,  
 daß er zweifelt an dem, was ich schreibe, und gar nicht  
 zu glauben scheint, daß es bei Ärzten der ersten Städte  
 Sachsens in Achtung stehe? — Ich will ihm nur die  
 Namen Althof, Hedenus, Kapp, Veschel —  
 nennen, welche ihren Kranken Schandau stets und noch  
 empfehlen. Sind das etwa die letzten Ärzte jener  
 Städte? — Damit er aber keinen Unschuldigen in Ver-  
 dacht persönlicher Beleidigung und der Mißgunst gegen  
 ihn habe, so will ich noch hinzufügen, daß ich kein Arzt,  
 aber wohl ein ihm persönlich bekannter, und ihn und  
 seine ärztliche Geschicklichkeit schätzender Mann bin, einige  
 Meilen von ihm entfernt lebe, und ein alter Freund sei-  
 nes Hauses immer war, und noch bin.

— i —

Ueber den in Nr. 115 der diesjährigen Dresdner  
 Anzeigen befindlichen Actienplan eines hie-  
 sigen Künstlers und Fabrikanten.

Eine Erfindung, welche das Nützliche mit dem Schö-  
 nen verbindet, erregt an sich schon Aufmerksamkeit.  
 Kommt noch dazu, daß sie schon so vollendet ist, daß es  
 nur einer Beihülfe von 2000 Thalern bedarf, um sie zu  
 einer für den Handel mit dem Auslande geeigneten Fa-

abrikantstalt zu erheben: so spricht sich ihre praktische Wichtigkeit auch für den bedenklichsten Finanzier in verständlichen Zahlen aus. Kann man sich endlich davon überzeugen, daß dieses neue, fruchtbringende Erzeugniß menschlicher Kunst und Industrie auf vaterländischem Boden entsprossen ist, und daselbst von einheimischen Händen, unter der väterlichen Aufsicht und Pflege des Erfinders selbst, zu einer uns und unsre Nachkommen erfreuenden Pflanzung gedeihen kann und soll: so wird das Wohlwollen und die Theilnahme aller guten Bürger ihr nicht entgehen können. Wer wünscht nicht, in dem großen, fröhlichen Garten des tiefgewurzelten und weit-schattenden sächsischen Kunstfleißes, den unsre Altvordern, die Fürsten, die Edlen und das Volk, mit einmüthigem Vertrauen angepflanzt und seit Jahrhunderten gehegt und gepflegt haben, einen neuen Fruchtbaum aufblühen zu sehen! Sollte für diesen kein Boden und kein Schatten, keine Lust und keine Sonne vorhanden seyn?

Dies ungefähr bedachte ich, als ich jenen Plan gelesen hatte. Nur ruhige Ueberzeugung von diesen Vordersätzen; und es wird dem Künstler weder an dem Beifalle der Unvermögenden, noch an der Unterstützung der Vermögenden fehlen. Ich besuchte in dieser Absicht den Erfinder, verglich das Persönliche mit der Sache selbst, faßte Vertrauen zu beiden, und halte mich, da ich bei einer gemeinnützigen Sache nichts weiter thun kann — für verpflichtet, durch den Herausgeber dieser Blätter, der auf Verlangen noch mehrere Freunde des Unternehmens nennen wird, meine Ueberzeugung öffentlich zu erklären. Vielleicht untersuchen Andere auch; und — gutta cavat lapidem.

Der Künstler hat seine Jugend und den Erwerb seines Fleißes auf die Vervollkommnung seiner Erfindung gewandt. Die Sache selbst ist in Ansehung ihres Zwecks längst bekannt. Versteht man den Seneca und Popiscus richtig, so wußten schon die Römer davon. Gewiß ist es, daß Cimabue und Albert Dürer ihr Talent und ihren Fleiß daran übten. Noch jetzt verfolgen die Kenner mit Interesse in den Kunstklammern die dunkeln Spuren dieser alten achtbaren Erfindung. Die Form, unter der sie hier wieder erscheint, ist neu und einzig;

sie ist das wohlervorbene Eigenthum und das Geheimniß des Erfinders. Das In- und Ausland kennt sie bereits aus einzelnen Proben. Der Künstler lebt durch sie mit einer Familie von 9 zum Theil schon versorgten Kindern. Er läßt seinen ältesten, in seine Kunst bereits eingeweihten, Sohn in Wien für die Kunst sich bilden. Drei andere Söhne haben ebenfalls sich ihr gewidmet. Sie wird nicht aussterben. Es ist also hier von keinem Projekte auf dem Papiere, nicht von dem Ei, das erst gelegt werden soll, die Rede: sondern von einem auf Bürgerwohl fundirten, sichern Etablissement für einen neuen Kunstzweig in unsrem Vaterlande, dem der Erfinder als Bürger angehört. Dieses Patent, welches jeder Kunstfreund einem so wackern Mitbürger gern bewilligen wird, besteht nach seinem Wunsche in einem Vorschusse von 2000 Thln. zu 5 p. C. auf 2 Jahre. Er braucht diese Summe, um die schon vorhandene Anlage zu erweitern, um größere Vorräthe wohlfeil herbeizuschaffen, und um — was die Hauptsache ist — den Absatz auch im Auslande, wo Verbindungen deshalb bereits angeknüpft sind, fabrikmäßig zu betreiben, oder den ersten Debit den Kommissionären zu kreditiren, und die Waaren selbst, bei gleicher Güte, in größerer Menge und wohlfeiler zu liefern. Man begreift, daß auch die vortheilhafteste Erfindung den hierzu nöthigen Vorschuss sich selbst nicht geben kann. Das Bergwerk muß erst gegraben werden; und hier ist mehr als Kurzgewinn.

Daß ein Privatmann Mühe hat, 2000 Thaler baar in Einer Summe geliehen zu erhalten, jezt, wo das baare Geld bei seinem schnellen Umlaufe unsichtbarer wird, als die Speichen des sich drehenden Rades, ist bekannt. Der Künstler rechnet daher auf keinen einzelnen vermögenden Mann, der mit der ganzen Summe an die Spitze seines Unternehmens träte, ob es deren gleich in Sachsen gegeben hat, und auch wohl noch giebt; er hofft dagegen, und mich dünkt, er hofft nicht zu viel, unter den 2 Millionen seiner Mitbürger vierhundert Männer zu finden, die Scheine zu 5 Thlr. und zu 5 p. C. verzinslich, von ihm annehmen, die baare Rückzahlung aber nach zwei Jahren von seinem Fleiße erwarten, oder nach einem Jahre schon durch Fabrikate von ihm sich bezahlt machen wollen.

Sind also die Vorderfälle dieser Erklärung gewiß, so sind fünf Thaler kein Baustück für den Gemeingeist. Der ernste Mann giebt keinen Groschen für das Frivole aus; aber, wo er das Gute und Nützliche zu fördern weiß, wendet er wohl auf bloße Versuche schon mehr als fünf Thaler. Und hier kommt es nicht erst auf Versuche an. Die Hauptsache ist gethan. Der Riß und die Baumaterialien sind da. Es fehlt nur Mörtel und Kalk. \*)

F. Ch. A. H.

#### Merkwürdige Naturerscheinung.

Der 20. Mai fing sich früh mit etwas Staubregen an. Zu Mittag hellte es sich auf. Der Nachmittag war schön und gewitterhaft, und Abends einer der angenehmsten Maiabende, den ich erlebt habe. Abends 3 auf 8 Uhr ging ich, meiner Gewohnheit nach, vor das Schwarze Thor in die Allee, setzte mich auf eine Ruhebänk, um die Schönheit und Fülle der Natur in stiller Ruhe zu betrachten. Die Luft war außerordentlich rein und wohlthuend. Fruchtbarkeit duftete aus jedem Halme den lebenden Wesen entgegen, und wiegte gleichsam die Seele zu mancherlei Empfindungen und Gedanken ein. Wird der Abend deines Lebens auch so ruhig und heiter, wie dieser schöne Maiabend seyn? dachte ich. Und so überließ ich mich ganz der Einladung der natürlichen Harmonie und meiner Phantasie. Eine stille Wehmuth mischte sich aber auch zugleich in diesen Genuß. Und so verging unter diesen und andern Betrachtungen eine volle Stunde. Am nordwestlichen Himmel hatten sich indessen einige Gewitterwolken aufgethürmt, die ein schwaches Wetterleuchten begleitete. Gestärkt durch den Genuß der schönen Natur, eilte ich nun nach Hause; Schade nur, daß man in den Käfigen und Schlafgemächern der Stadt den Fortgang der nächtlichen Erscheinungen nicht beobachten kann.

Der Morgen des darauf folgenden Tages fing mit einem anhaltenden warmen Regen an. Um 9 Uhr kam

\*) Beim Herausgeber dieser Blätter findet man die nähere Adresse des Künstlers.

der Stadt-Fourier Hr. N. zu mir, und machte mich auf einen gelblichen Schaum aufmerksam, der mit dem Regen herabgefallen war, und allenthalben in der Stadt, wo sich das Wasser in kleinen Vertiefungen sammelte, an den Steinen als ein gelbes Pulver anlegte. Dem Ansehen nach vermuthete ich, daß es Schwefel seyn müsse, der durch irgend eine Abdampfung in die Luft gebracht worden sey, und durch einen Niederschlag aus der Luft mit dem Regen herabkomme. Ich sammelte Einiges von diesem gelben Pulver auf Papier und ließ es trocknen, um es anzuzünden. Allein ich fand hernach, daß dieses Pulver weder zündbar, noch schwefelartig von Geruch war. Ich ließ Etwas davon auf einem abgeschliffenen Eisenblech über Kohlenfeuer erhitzen; anfänglich wurde es braun, zeugte einen Blick von Kohle und Flamme, wurde hernach schwarz und schien sich in Salz zu verwandeln; doch blieb es ohne Geschmack: ehe das Blech aber glühend wurde, war es verflüchtigt, ohne einen Rückstand zu hinterlassen. Einige zurückgebliebene Sandkörnchen zeugten, daß ich mich geirrt hatte; daß es weder salz- noch kohlenartig war, und daß ich Beides, Sand und Kohlengehalt, mit aufgesamlet hatte. Eine größere Menge, um es zur chemischen Untersuchung zu übergeben, hatte ich nicht gesamlet.

Wünschenswerth wäre es, durch diese Blätter zu erfahren: ob irgend ein Naturforscher Untersuchungen über eine solche Naturerscheinung angestellt habe? Woher ein solches Phänomen entstehen möge? Ob dieser Niederschlag vorher, oder mit dem Regen geschehen sey? und welche Folgen man davon in Hinsicht der Fruchtbarkeit und Meteorologie zu erwarten hat? Daß bei einem nächtlichen Wetterleuchten ohne Donner und Regen die Fruchtbarkeit der Erbsenblüte getödtet wird, ist bekannt. Kann dieses wohl durch einen solchen dabei erfolgenden Niederschlag, und nicht, wie der Landmann meint, durch das Leuchten, entstehen? Und ist es nicht wohlgerhan, wenn nach einem Wetterleuchten kein Regen erfolgt, alle Gewächse so viel als möglich begießen zu lassen, um diesen Staub herabzuspülen, ehe die Sonne darauf wirkt, wenn auch noch so viel Feuchtigkeit in dem Erdboden vorhanden seyn sollte?

J. G. Peschel.